



**GERHARD LOIBELSBERGER**

# Mord und Brand

*Ein Roman aus Wien im Jahr 1911*

**GMEINER**





**GERHARD LOIBELSBERGER**

Mord  
und Brand

**WIEN BRENNT!** Wien, 27. Juli 1911. Ein Großbrand wütet auf den Holzlagerplätzen am Nordbahnhof. Erst nach zwei Tagen kann er unter Einsatz von 167 Mann der Wiener Berufsfeuerwehr gelöscht werden. Inmitten tausender Schaulustiger wird ein Mann brutal zu Tode geprügelt. Frantisek Oprschalek und Nepomuk Budka, ein mehrfach verurteilter Gewaltverbrecher, ziehen eine blutige Spur von Morden, Gewalttaten und Brandstiftungen durch Wien. Inspector Nechyba und dessen Frau Aurelia geraten in einen Strudel von Gewalt, der sie auch persönlich bedroht.

Der historische Kriminalroman »Mord und Brand« führt in ein Wien, das von sozialen Unruhen, Großbränden und Gewalt jeglicher Art geprägt ist. Es gibt aber auch, so wie in den Romanen »Naschmarkt-Morde« und »Reigen des Todes«, kulinarische Köstlichkeiten zu entdecken: Immer dann wenn man Aurelia beziehungsweise Joseph Maria Nechyba in die Kochtöpfe guckt.

© Andreas Schmidt



2009 startete Gerhard Loibelsberger mit den »Naschmarkt-Morden« eine Serie historischer Kriminalromane rund um Joseph Maria Nechyba. 2016 goldener HOMER Literaturpreis für: »Der Henker von Wien«. 2011 und 2017 erschienen die Italien-Thriller »Quadriga« und »Im Namen des Paten«. 2018: »Schönbrunner Finale«, der letzte Roman der sechsteiligen Nechyba-Serie. 2019: »Morphium, Mokka, Mördergeschichten«. 2020: der historische Roman »Alles Geld der Welt«. 2021: der dystopische Thriller »Micky Cola« und »Alt Wiener Küche«.

Mehr Informationen zum Autor: [www.loibelsberger.at](http://www.loibelsberger.at)

GERHARD LOIBELSBERGER

# Mord und Brand

*Ein Roman aus dem alten Wien*

GMEINER



Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie  
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @GmeinerVerlag  
Instagram: @gmeinerverlag  
Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2011 – Gmeiner-Verlag GmbH  
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch  
Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0  
[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)  
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd  
Herstellung: Mirjam Hecht  
unter Verwendung des Bildes »Die Hoffnung I« von Gustav Klimt;  
Quelle: <http://www.zeno.org/Kunstwerke/B/Klimt,+Gustav%3A+Die+Hoffnung+I?hl=klimt+gustav+hoffnung>  
ISBN 978-3-8392-3697-0

Für Lisa. In Liebe.





# *Verzeichnis der historischen Personen*

*Karl Freiherr von Brezowsky* : Wiener Polizeipräsident  
von 1907 bis 1914

*Otto Brötzenberger*: Opfer der Teuerungsunruhen

*Roman Fuchs (1861–1911)*: Zentralinspector der Wiener Sicherheitswache.

*Giuseppe Hmelak*: Grazer Händler und Importeur von Delikatessen.

*Franz Joachimsthaler*: Opfer der Teuerungsunruhen

*Alexander Graf Kolowrat-Krakowsky (1886–1927)*:  
Gründer der Sascha Film.

*Adolf Kratochwilla (1860–1938)*: Besitzer des Café Sperl.

*Karl Lueger (1844–1910)*: Wiener Bürgermeister.

*Gustav Mahler (1860–1911)*: Komponist und Direktor  
der Wiener Hofoper von 1897 bis 1907.

*Israel John Meyerowicz*: International tätiger Mädchenhändler.

*Salomon Münz*: Mädchenhändler, der in Krakau zu 2 Jahren Kerker verurteilt wurde.

*Josef Neumayer (1844–1923)*: Wiener Bürgermeister von 1910 bis 1912

*Nikolaus Njegusch Wawrak*: Tischlergeselle aus Dalmatien, verübte 1911 ein Pistolenattentat auf den Justizminister

*Ignaz Pamer (1866–1957)*: Zentralinspector der Wiener Sicherheitswache.

*Franz Schottek (geb. 1877)*: Lohnschreiber und Brandstifter

*Johann Schwarzer (1880–1914)*: Fotograf, Kameramann und Filmproduzent. Gründete Österreichs erste Filmproduktion, die Saturn-Films.

*Franz Wögerbauer*: Opfer der Teuerungsunruhen

*Wien, im Jahr 1911*

# 1. Teil



»MIT DEM AMTSANTRITTE der 146 Sektionsleiter und des denselben zugewiesenen Hilfspersonales am 2. Jänner 1911 begann die zweite, und zwar für den Erfolg entscheidende Phase des Volkszählungsgeschäftes.

...

*Nach Abschluß der Revision beschäftigten sich sämtliche 146 Sektionen sowie die Zentralsektion mit der Fertigstellung der vorläufigen Ergebnisse (Rohbilanz) der Volkszählung, welche vom Magistrate am 16. Jänner amtlich veröffentlicht wurden. Der vorläufig ermittelte Bestand der anwesenden Bevölkerung beziffert sich einschließlich des aktiven Militärs mit 2.030.834 Köpfen«*

Aus »Die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Wien im Jahre 1911. Bericht des Bürgermeisters Dr. Josef Neumayer« Wien 1912

## I.

ES WAR EIN DÜSTERER MORGEN. Im Laufe des Tages verzog sich der Nebel nur teilweise, alles blieb grau in grau. Dazu blies ein eisiger Wind, der Budka bei seinem Rundgang ziemlich zu schaffen machte. Kein Wunder, schließlich stagnierte die Quecksilbersäule des Thermometers bei der Nullgradgrenze. Ein Tag, der für ihn auch deshalb beschwerlich war, weil er von der überlangen Silvesternacht einen Kater hatte. Seine Gliedmaßen fühlten sich noch steifer an, als sie es ohnehin schon aufgrund der Kälte waren. Da half nur rasches Gehen, fast Laufen, zwischen den einzelnen Kunden, die er zu beliefern hatte. Konnte man zu diesen Unglücklichen, die er besuchte, eigentlich Kunden sagen? Er wusste es nicht. Es blieben für ihn eher Stationen, wo er sich kurz aufwärmen konnte, bevor er wieder hinaus in die winterliche Kälte trat. Wer aber waren diejenigen wirklich, die ihm seinen Stoff abnahmen? In Wahrheit, so dachte er, war sein Erscheinen eine Art Zwangsbeglückung. Die meisten von ihnen mussten auf jeden Heller schauen, den sie ausgaben. Zusätzlich mussten sie Brennmaterial sparen und konnten nur wenige Stunden am Tag ihre jämmerlichen Öfen beheizen. Ja, das Leben war verdammt teuer geworden in der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. Und während die Reichen immer rei-

cher wurden und immer prunkvollere Gebäude rund um die Innenstadt beziehungsweise immer weitere Mietskasernen am Rande der Stadt bauen ließen, kämpfte ein großer Teil der Wiener Bevölkerung ums nackte Überleben. An diese unerfreuliche Tatsache wurde er erinnert, als er in der Kalvarienberggasse in eine Demonstration der Schneidermeister geriet. Eine Gruppe von gut 300 Menschen lärmte und brüllte vor dem Gebäude der Herrenkonfektionsfabrik Lischauer. Einige Sicherheitswachleute standen dabei und schauten unbeteiligt zu. Man sah ihnen an, dass sie sich lieber in der warmen Stube eines Kommissariats aufgehalten hätten, als hier draußen im eisigen Wind. Was für ein Jahr würde 1911 werden, wenn es schon am Neujahrstag mit einem Streik und einer Demonstration begann?

Trotzdem setzte er ein bemüht freundliches Lächeln auf, stets darauf bedacht, dass es kein Grinsen war, wenn er an die Tür einer seiner Stationen klopfte oder im Falle eines etwas besseren Hauses an der Tür klingelte. Er wünschte ein gutes Neues Jahr, fragte höflich nach dem allgemeinen Befinden, obwohl ihm das völlig egal war und verkaufte dann eines der Machwerke, die er mit sich führte. Es handelte sich um Kolportageromane, die in wöchentlichen Fortsetzungen erschienen. Das simple Handlungsmuster dieser Schundromane war immer so gestrickt, dass am Ende eines Heftes – unmittelbar vor den Worten ›Fortsetzung folgt‹ – die Spannung enorm war. So wurden die Leser und Leserinnen zum Kauf des nächsten Heftes animiert. Manche waren süchtig danach. Woche für Woche warteten sie voll Sehnsucht und Spannung auf

das Erscheinen des Kolporteurs, damit er ihnen neuen Lesestoff lieferte, der sie zum Träumen oder auch zum Vergessen ihrer eigenen kümmerlichen Existenz anregte. Es waren Titel wie ›Die Königstochter im Irrenhaus‹, ›Um der Liebe willen verstoßen und geächtet‹, ›Fetzer, der größte deutsche Räuberhauptmann des 19. Jahrhunderts‹, ›Der Henker von Berlin‹ oder ›Kätchen Schneider‹. Letzterer war ein Dienstmädchenroman, der von eben jenen gekauft und mit Begeisterung gelesen wurde. Ein Umstand, den er nicht verstand. Er selbst würde nie einen Roman über seinesgleichen lesen. Über Gauner, Räuber, Diebe, Strizzis und Totschläger. Die Kreise, in denen er verkehrte, interessierten ihn nicht. Elend und Verbrechen begleiteten ihn von Kindesbeinen an. Sie waren ein Fluch, den er nicht abschütteln konnte. Heute weniger denn je. Denn wenn man, so wie Budka, mehrmals im Zuchthaus gesessen hatte, bot einem das Leben nur mehr sehr eingeschränkte Möglichkeiten. »Es ist eh völlig Blunzen\*, ob's d' ehrlich bleibst oder nicht, ein armer Hund bleibt ein armer Hund ...«, murmelte er, als er eine ebenerdig gelegene, nach Moder riechende Zimmer-Küche-Wohnung betrat. Hier hauste ein zaundürerer Schneidermeister mit Frau und drei Kindern. Die eineinhalb Räume dienten als Wohnung und Werkstatt zugleich. Infolge des Streiks arbeitete der Schneider heute ausnahmsweise nicht. Er saß stumpfsinnig vor sich hinstarrend am Küchentisch, zwei seiner Kinder plärzten in dem unwirtlich kalten Zimmer. Die Aussicht, mittels des Schundromans der tristen Wirklichkeit für ein paar Stunden entfliehen zu können, hellte des Schneidermeisters Miene auf. Seiner

---

\* egal

mürrisch dreinschauenden Frau nahm er 14 Heller ab. So viel kostete die siebzigste Fortsetzung des Romans ›Fetzer, der größte deutsche Räuberhauptmann des 19. Jahrhunderts‹. Mit stark tschechischem Akzent sagte er:

»Sehr schene Roman. Sehr schen ... Da mit die Fetzer lernt ich Deitsch.«

Das Ende seines Rundgangs führte Budka in die besseren Wohngegenden diesseits des Gürtels. Hier waren Beamtenwitwen, gelangweilte Hausfrauen, Gouvernanten, Köchinnen und Dienstmädchen seine Kundinnen. Die männlichen Bewohner konnten sich in der Regel den Besuch eines Kaffeehauses leisten. Dort lagen Zeitungen und Zeitschriften auf, die reichlich Lesestoff boten oder man traf Freunde und Bekannte, mit denen man diskutieren und politisieren konnte. Kurz: Wer ins Kaffeehaus ging, stand selbst mitten im Leben. Die Lektüre eines Kolportageromans erübrigte sich somit.

Er lief Stiegehäuser hinauf und hinunter, trotz des kalten Wetters stand ihm der Schweiß auf der Stirne. Ungeduldig sah er der letzten Station seiner Tour entgegen. Nicht, dass ihn Frau Schmidt, die ihn dort erwartete, sonderlich interessiert hätte. Sie war eine fette, viel zu stark parfümierte Hofratswitwe mit mehrfachem Doppelkinn und Froschaugen. Bis auf einmal, als eine elegante, etwas jüngere Frau bei ihr zu Besuch war, lag sie immer faul auf einem Kanapee im Salon, döste vor sich hin und stopfte mit ihren kleinen dicken Fingern Konfekt in sich hinein. Diese letzte Kundin wohnte in einer herrschaftlichen Wohnung in der Zeismannsbrunnengasse. Das Dienstmädchen ließ ihn ein und führte ihn in



den Salon der Wohnung, wo die Dame des Hauses mit dünnem Lächeln seine Neujahrswünsche und die neueste Folge des französischen Räuberromans ›Cartouche‹ entgegennahm. Mit einer müden Handbewegung gab sie ihm 14 Heller, das Dienstmädchen geleitete ihn wieder zur Wohnungstür. Als die Tür hinter ihm ins Schloss fiel, atmete er tief durch. Mit vor Aufregung wackeligen Beinen ging er ein halbes Stockwerk hinunter. Dort befand sich ein großes Fenster mit einem ziemlich tiefen Fensterbrett, auf dem Blumentöpfe mit prächtigen, alten Kakteen standen. Bösertige, stachelige Gfraßter\*, die nur darauf lauerten, jeden, der ihnen zu nahe kam, zu stechen. Vorsichtig, ganz vorsichtig hob er die Untertasse des rechten, äußeren Blumentopfes. Und da blitzte es: ein weißes Kuvert. Gierig griff er mit der anderen Hand danach, fischte es hervor und streifte dabei einen fünf Zentimeter langen Stachel. Er unterdrückte einen Schmerzensschrei, ließ das Kuvert fallen und lutschte an der verletzten Stelle. Es schien ihm, als ob der Kaktus hämisch grinste. Zornig zückte er sein Messer, um das stachelige Monstrum zu zerstückeln. Im letzten Augenblick beherrschte er sich. Nur nicht auffallen! An seinem Handrücken lutschend, hob er das Kuvert auf.

»Da schau her ...«, murmelte er, als er nicht nur die Anzahlungsrate von zwei 50-Kronen-Scheinen fand, sondern auch ein Stück Papier, das bei den Geldscheinen lag. Er hielt es zum Licht und las:

*Friederike Nemeč muss ebenfalls sterben. Sie arbeitet im Verschleißmagazin des Ersten Wiener Consum-Ver eins in Wien V, Pilgramgasse 16.*

---

\* Biester

Leise pfiff er durch die Zähne und steckte den Mordauftrag mit Namen und Adresse des Opfers ein. Er kratzte sich am Kopf, kramte aus seiner Hosentasche einen Bleistiftstumpf hervor und kritzelte auf das Kuvert:

*Wird gemacht. Fir doppeltes Honorar.*

Diese Antwort schob er unter den Blumentopf. Er machte es so vorsichtig, dass kein Stachel ihn verletzen konnte. Dafür erntete er vom Kaktus einen griesgrämigen Blick.

## II.

HATTE BUDKA HEUTE MORGEN etwas von einem grauslichen und üblen Tag gemurmelt? Falls dem so war, hatte er sich geirrt. Der Tag war großartig. Mit einem Schlag würde er nun nicht nur 500, sondern 1000 Kronen verdienen. Beschwingt schritt er durch den 7. Bezirk, überquerte die belebte und stark befahrene Mariahilfer Straße und ging dann weiter hinunter zum Wiental. Dort – in der Nähe des Naschmarktes – kehrte er in eine seiner Lieblingsspelunken ein. Er bestellte sich ein großes Bier, einen doppelten Slibowitz\* und ein Gulasch. Den Slibowitz kippte er als Erstes hinunter. Wohlig mild rann die ölige Spirituose den Schlund hinab. Er beutelte sich kurz, seufzte zufrieden »Ahhh...« und merkte, wie sich eine angenehme Wärme vom Magen ausgehend im ganzen Körper verbreitete. Nun nahm er bedächtig einen Schluck Bier, wischte sich den Schaum aus dem Schnurrbart und lehnte sich zufrieden zurück. Er musterte die anderen Gäste des Lokals und entdeckte in einer entfernten Ecke den Frantisek Oprschalek, der vor sich hinstarrte. Der Zeigefinger seiner rechten Hand umkreiste in endlosen Runden den Rand eines leeren Bierglases. Irgendwas schien ihn zu bedrücken. Budka winkte dem Kellner und bestellte dem Oprschalek ein Krügel Bier.

---

\* Zwetschkenbrand

Als der Kellner es ihm brachte, wollte Oprschalek es zuerst gar nicht annehmen. Erst als ihm klar gemacht wurde, dass er darauf eingeladen war, griff er gierig danach und machte einen langen Zug. Dann setzte er das Glas ab, erblickte Budka, stand wankend auf und kam zu dessen Tisch.

»Bist auf eine Goldader g'stoßen, dass d' mich heut' einladest?«, lallte Oprschalek und setzte sich zu ihm an den Tisch. Sein Gönner grinste und sagte:

»Na, du bist ja schon ganz schön b'soffen ... Hast heut nix gearbeitet, weil dein Meister streikt?«

»Wir streiken aa... Wir Schneidergesellen unterstützen unsere Meister. Gegen das Großkapital ... gegen die Ausbeuter ... gegen die Teuerung ... gegen die Scheißregierung ... gegen die ganze Welt, gegen den Herrgott und gegen den ...«

»Kusch!«, schnitt Budka dem Oprschalek das Wort ab und packte ihn beim Unterarm.

»Halt die Gosch'n! Wenn dich ein Polizeispitzel hört, gehst Meier\*.«

Oprschalek trank einen gewaltigen Schluck und stellte das Bierglas krachend auf den Holztisch. Dabei murmelte er leise vor sich hin:

»Um'bracht g'hören s', die Gfraßter. Jeder Fabrikant aufg'hängt ... an einer Laterne vor seiner Fabrik. Und dann die Fabrik anzünden. Anzünden, verstehst? Die ganze Welt in Flammen setzen. Einen Feuersturm entfachen, der alle Kapitalisten wegfegt ... der das Antlitz der Erde reinigt ...«

Oprschalek packte Budka bei der Schulter, beugte sich vor und sah ihm in die Augen:

---

\* verhaftet werden

»Ich sag' dir: Feuer ist die einzige Lösung. Alles muss brennen. Alles! Erst wenn alles nieder'brannt is', hat die Welt ihre Sünden gebüßt. Dann kann a neue Gesellschaft kommen, wo alle Menschen gleich sind ...«

Und während Budka den Oprschalek'schen Endzeitfantasien zuhörte, hatte er eine Vision. Er würde den Oprschalek bei seinen pyromanischen Ideen unterstützen. Erstens hatte er für Großbürger und Fabrikanten sowieso noch nie einen Funken Mitleid verspürt, und zweitens passte das hervorragend zu seinen Plänen. Warum sich selbst die Hände schmutzig oder gar blutig machen? Zumindest den Mord am Direktor Hubendorfer würde er Oprschalek erledigen lassen. Sollte er ihn anzünden, verbrennen, abfackeln ... Genussvoll aß Budka sein Gulasch, zerdrückte die Salzerdäpfel in dem sämig braunen Saft und kaute voll Vergnügen an dem weichen, fasrigen Fleisch, das hin und wieder von einer zarten, leicht fettigen Flachse durchzogen war. Ein Gulasch, wie es sich gehörte. Nein, er würde den Herrn Direktor Hubendorfer nicht erstechen oder erschlagen. Das war viel zu viel Aufwand. Er würde ihn auf ein menschenleeres Fabriks- oder Lagergelände locken und dann den Frantisek Oprschalek seines Amtes walten lassen. Als Feuerteufel und Exekutor von seinen Gnaden. All diese Überlegungen erhellten sein Gemüt. Warum war er in der Früh nur so missmutig gewesen? Er konnte seine morgendliche schlechte Laune nicht mehr verstehen. Ein wunderbarer Tag, der von Stunde zu Stunde besser geworden war! Er bestellte für sich und den Schneidergesellen eine weitere Runde Bier sowie zwei doppelte Slibowitz. Oprschalek trank automatisch. Seine Augen stier-

ten ins Leere, aus seinem Mundwinkel rann ein dünner Speichelfaden. All das irritierte Budka nicht. Im Gegenteil, ungestört überlegte er nun, was er mit der Kleinen anstellen sollte ... mit dieser Friederike Nemeč. War sie fesch? Vermutlich ... Na, wenn sie hübsch war, konnte er sich ja vor ihrem Ableben noch ein bisserl mit ihr vergnügen ... Und dann? Vielleicht sollte er sie auch verbrennen. So wie die Pfaffen im Mittelalter Hexen verbrannt hatten ... Und plötzlich überkam ihn eine weitere Vision: Er würde Hubendorfer und das Mädēl vom Oprschalek gemeinsam verbrennen lassen. Doppelte Feuerbestattung. Aneinander gefesselt und vereint auf immer und ewig.

### III.

»FREITAG, DER 13. Und nix is' passiert ...«, murmelte Joseph Maria Nechyba in seinen mächtigen, aufgezwickelten Schnauzbart, als er mit müdem Schritt das Polizeigebäude an der Elisabethpromenade verließ. Er ging zum Ring und fuhr von dort mit der Tramway bis zur Oper, wo er ausstieg. Als er die Operngasse vor zur Secession ging, rasten wild bimmelnd zwei von schnaubenden Pferden gezogene Gespanne der Wiener Feuerwehr vorbei und bogen in den Getreidemarkt ein. Kurz danach fuhr, vom 4. Bezirk kommend, ein automobiler Spritzenwagen ebenfalls mit großer Geschwindigkeit Richtung Getreidemarkt. Nechyba beschleunigte seinen Schritt und sah schließlich mehrere Zugwachen der Feuerwehr vor einem Haus hektisch agieren sowie einen großen Menschenauflauf. Schläuche wurden verlegt und an Hydranten angeschlossen. Schreie, Befehle, schwarzer, dichter Qualm. »Jessas\*! Im Haus, wo früher der Goldblatt gewohnt hat, brennt's!«, murmelte Nechyba und eilte zur Brandstelle. Zwei uniformierte Sicherheitswachebeamte versuchten, die gaffende Menschenmenge zurückzudrängen, die den Feuerwehrleuten ungeniert im Weg stand. Nechyba rempelte sich durch die Menge, zückte seine Polizeiagenten-Kokarde und rief einem der Uniformierten zu:

---

\* Ausruf des Erschreckens

»Was, um Gottes willen, is' da los?«

Der Sicherheitswachmann salutierte kurz und rief zurück:

»In der Hausmeisterwohnung brennt's!«

Nechyba zückte ein Taschentuch, hielt es sich vor Nase und Mund und verschwand im Hauseingang, aus dem es dunkel herausqualmte. Mit tränenden Augen kämpfte er sich ein paar Stufen empor und stand dann neben zwei Feuerwehrleuten, die mit einem Löschschlauch einen armdicken Wasserstrahl in die aus der Wohnungstür und dem angrenzenden Gangfenster lodernden Flammen spritzten. Hektisch verlegten mehrere Feuerwehrleute einen zweiten Schlauch. Ein dritter Schlauch lag bereits. Er führte ins Souterrain, von wo es in den Hinterhof hinausging. Da Nechyba mit der Atemluft kämpfte, folgte er diesem Schlauch in den Hof. Er atmete erleichtert durch und trat dann zu den drei Feuerwehrleuten, die vom Hof aus Wasser in die brennende Wohnung spritzten. Flammen schlugen aus den Fenstern der Hausmeisterwohnung die Hausmauer empor. Der leitende Feuerwehrmann bedachte ihn mit einem bösen Blick und schrie:

»Schleichen S' Ihnen!«\*

Nechyba zückte neuerlich seine Polizeiagenten-Ko-karde und schrie zurück:

»Was ist denn da los? Sind noch Menschen in der Wohnung?«

»Das wissen wir nicht! Das hat alles schon lichterloh gebrannt, als wir kumman san. Bitt'schön, stehen S' net umadam. Wenn S' helfen wollen, dann rennen S' vor und

---

\* Verschwinden Sie!



sagen S' denen, dass wir da hinten noch einen zweiten Schlauch brauchen. Für die Fassade, damit die Wohnungen oben net Feuer fangen.«

Nechyba nickte, hielt sich das Taschentuch vors Gesicht und rannte raus auf den Getreidemarkt. Dem Feuerwehr-Kommandanten schrie er zu:

»Die brauchen hinten noch einen Schlauch! Damit des Feuer net übergreift ...«

Der Kommandant brüllte ein paar Befehle und trat dann auf Nechyba zu. Er bat ihn, die Leute aus den oberen Wohnungen zu evakuieren. Mittlerweile waren noch weitere uniformierte Polizisten sowie ein Polizeiaгент vom Mariahilfer Kommissariat erschienen. Nechyba deutete seinem Kollegen und einem der Uniformierten, mitzukommen. Im Stiegenhaus hetzten sie von Stockwerk zu Stockwerk. Nechyba pumperte\* an jede Tür und rief:

»Kommen S' sofort ausse! Wir bringen Sie runter auf die Straße in Sicherheit!«

Türen öffneten sich. Ängstliche Gesichter, hustende Kinder. Nun kamen auch Feuerwehrleute nach. Sie halfen den verunsicherten Menschen und leiteten sie durch den dichten Qualm hinunter auf die Straße. Nechyba kehrte, nachdem die Hausbewohner in Sicherheit gebracht waren, zurück in den Innenhof. Dort war mittlerweile der zweite Schlauch im Einsatz, die Flammen schlugen nicht mehr hinauf bis zum nächsten Stockwerk. Wasser plätscherte die Hausfassade herunter. Auch die Flammenhöhle in der Hausmeisterwohnung war eingedämmt. Man sah nur mehr fetten Rauch, der zischend aus den

---

\* klopfte

schwarzen Fensterhöhlen quoll. Ein ähnliches Bild bot sich dem Inspector, als er zurück in den Hausflur ging. Auch hier hatte die Feuerwehr die Lage unter Kontrolle. Schwitzend ging Nechyba zurück auf die Straße. Hier hatte sich mittlerweile eine riesige Menschenmenge versammelt, die aufgeregt diskutierte. Er ging auf den Polizeiagenten, der übrigens Drabek hieß, zu und sagte:

»Sagen S', Herr Kollege, ist das nicht die Wohnung von den Oprschaleks?«

Drabek schaute ihn erstaunt an und nickte.

»Woher wissen Sie das?«

»Ein Bekannter, der Redakteur Goldblatt, hat einmal in dem Haus gewohnt. Und der hat mir erzählt, dass die Hausmeisterin Oprschalek heißt. Die hat bei ihm immer aufg'räumt und geputzt ...«

Drabek nickte und ergänzte:

»Ja, da haben die Oprschaleks g'wohnt. Er, der Oprschalek, ist übrigens ein Mordstrum\* Sozi. Ein Aufwiegler. Den hab ich schon ein paar Mal verhaftet. Wegen auf-rührerischer Reden, die er im Wirtshaus g'halten hat ...«

Nechyba nickte und sah sich um. Plötzlich erblickte er ein vertrautes Gesicht in der Menge. Grinsend kämpfte er sich durch das Gedränge und stand wie aus dem Boden gewachsen vor seiner Frau Aurelia. Die erschrak und stammelte:

»Um Gottes willen! Nechyba, wie siehst denn du aus?«

Gewohnheitsmäßig fuhr er sich über seinen Schnauz-bart und staunte. Seine Hand war ganz schwarz. Aurelia Nechyba holte ein Taschentuch aus dem Mantel und wischte ihrem Mann das Gesicht ab. Wie ein kleines Kind

---

\* Riesen-Sozi

schloss er die Augen, hielt still und genoss ihre Fürsorge. Als er die Augen wieder öffnete, blickte er in ein ganz schwarzes Taschentuch, das seine Frau ihm vor die Nase hielt.

»Du bist ein Narr! Was tust du da drinnen beim Feuer? Das ist gefährlich. Stell dir vor, dir passiert was ...«

Nechyba grinste verlegen.

»Geh, mir passiert schon nix ...«

»Außerdem riechst du wie ein Stück Räucherspeck.«

»Magst abbeißen?«, neckte er sie und zwickte sie in die Hüfte. Sie quietschte leise und schaute ihn strafend an. Eine Antwort blieb sie ihm aber schuldig. Der Polizeiagent Drabek trat neben Nechyba und sagte:

»T'schuldigen, Herr Inspector ... Ich möchte Sie nur darauf aufmerksam machen, dass der Brand jetzt soweit unter Kontrolle ist. Wollen wir einmal hineinschauen, was da los ist?«

Nechyba nickte, streichelte liebevoll über die Hand seiner Frau, drehte sich um und folgte Drabek ins Haus. Durch den an manchen Stellen noch schwach glimmenden, sonst aber schwarzen Türstock gelangten sie in die Küche, die gleichzeitig auch als Vorzimmer diente. Hier war alles ausgebrannt. Vorsichtig gingen sie durch die Verbindungstür ins Zimmer der Hausmeisterwohnung. Zwei Feuerwehrleute spritzten mit dem Schlauch eine Wand und die Reste des Ehebettes, das noch immer glühte, ab. Stechende Hitze und dichter Dampf stiegen auf. Die zwei Polizeiagenten blinzelten und husteten. Und dann bemerkten sie etwas, was Ihnen gar nicht gefiel. Auf dem Boden neben dem Bett lagen die verkohlten Überreste eines Menschen. Mit verdrehten Armen und

Beinen und zur Seite gewendetem, verkohlten Schädel. Haut und Fleisch waren völlig verbrannt. Vom Kopf sah man nur mehr die Schädeldecke, dunkle Augenhöhlen und Oberkiefer, der Unterkiefer und dessen Zähne hingen weit herab. Es sah aus, als ob die Leiche die Zähne fletschte.

## IV.

»HUNDSWETTER, MISERABLES!«, FLUCHTE NECHYBA, als er aus dem Laden der Lotte Landerl heraustrat und sich auf den Weg zur Arbeit machte. Wie jeden Morgen, so hatte er auch heute bei der Greislerin sein Gabelfrühstück erstanden. Auf Gehsteig und Straße lag Schneematsch, der das Gehen beschwerlich machte. Außerdem herrschte dichtes Schneetreiben. Der eisige Wind ließ dicke Schneeflocken auf seinen Mantel, seine Melone und sein Gesicht mit dem mächtigen, aufgezwickelten Schnurrbart klatschen. Am Ring kaufte er sich eine Zeitung und stieg in eine Tramway ein. Im Polizeigebäude angekommen, genoss er das wohlige, staubig-warme Klima seines Büros. Pospischil, der kurze Zeit später eintraf, erhielt von ihm eine Reihe Anweisungen, die den Dienst der anderen Polizeiagenten betrafen. Solchermaßen sorgte Nechyba dafür, dass er bis zu seinem Gabelfrühstück ungestört Zeitung lesen konnte. Nachdem er den Leitartikel über den neuen Finanzminister Dr. Robert Meyer gelesen hatte, fiel ihm ein anderer, kürzerer auf:

*Auch in der vergangenen Woche mussten wieder zwei Schwerkranke von Spital zu Spital wandern, bis sie endlich Aufnahme fanden. Einer von ihnen, schwer lungenkrank, wurde von seinem Wohnungsgeber auf das*

*Polizeikommissariat gebracht. Hier wurde dem Mann aufgetragen, den Kranken wieder in seine Wohnung zu bringen. Der Quartiergeber fürchtete sich aber aus Angst vor Ansteckung davor, den Patienten wieder mit nach Hause zu nehmen und ließ den Handwagen mit dem Kranken einfach im Hausflur des Kommissariats stehen. Und siehe da, jetzt war plötzlich ein Bett frei und der Mann konnte ins Spital aufgenommen werden. Man muß sich wirklich fragen, warum das nicht gleich geschehen ist, da doch offenkundig im Spital Platz war. Es hat wahrlich den Anschein, als ob die Behörden immer erst in eine Zwangslage gebracht werden müssen, ehe sie das tun, was zu tun sie ohnedies verpflichtet wären.*

Nechyba ärgerte sich über seine Kollegen. Obwohl er selbst auch nicht unbedingt darauf aus war, mehr Arbeit als notwendig zu verrichten, so verstand er das unmenschliche Verhalten dieser Polizisten nicht. Wenn ein Mensch in Not oder schwer krank war, war es für ihn eine Selbstverständlichkeit zu helfen. Auch wenn das einen zusätzlichen Arbeitsaufwand bedeutete. Verärgert blätterte er weiter und stockte, denn eine Anzeige stach ihm ins Auge:

*Auch aufs BROT SCHMIEREN lässt sich das NEUE GESCHMEIDIGE CERES-Speise-Fett und hilft so, im Haushalt viel Geld zu sparen, denn es ist nicht nur das beste, sondern auch das billigste Speisefett.*

Es schüttelte ihn vor Ekel. Statt Butter Speisefett aufs Brot! Ekelhaft! Gleichzeitig war ihm aber auch bewusst, dass es wahrscheinlich zigtausende Familien gab, die sich nichts anderes leisten konnten. Bei den wahnsinnigen Preissteigerungen des letzten Jahres war der Genuss